

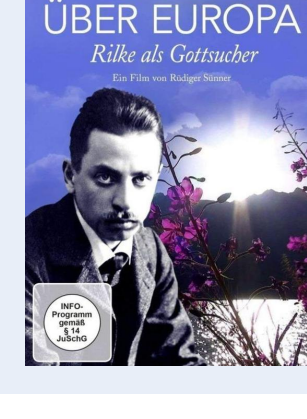
## DVD DER WOCHE Rilke und seine Engel



Von Guntram Lenz

Rainer Maria Rilke gehört neben Brecht und Hesse zu den liebsten Lyrikern der Deutschen, und manch einer dürfte an den drohenden trüben Novembertagen seinen Rilke aus dem Regal holen, um in ihm zu blättern. Dazu passt sehr gut ein rund anderthalbstündiger Dokumentarfilm **Rüdiger Sünners**, der jetzt bei absolut Medien auf DVD erschienen ist, **„Engel über Europa. Rilke als Gottsucher“**.

Sünner zeigt Rilke (1875-1926) nicht nur als einen der größten deutschen Dichter, sondern auch als „Gottsucher“, der eigene unorthodoxe Wege ging und sich, abgeschreckt vom bigotten Katholizismus seiner Mutter, zunächst vom Christentum abwandte und Inspirationen auf andere Weise suchte. In Schwabing traf er auf Künstler und Anthroposophen, die wie er auf der Suche nach individuellen Erfahrungen waren, darunter Paul Klee, Franz Marc, Stefan George und Rudolf Steiner. Man suchte und fand das „Geistige in der Kunst“, wie ein berühmtes Manifest Wassily Kandinskys hieß. Auch auf Reisen nach Russland, Nordafrika, Spanien und Ägypten lernte Rilke neue Welten kennen, die seine Dichtung anregten. Er suchte das „Göttliche“ nicht in fernen Himmeln, sondern in der Magie der Natur und einfachen Alltagsdingen.



# Auf dem Mofa quer durch Deutschland

**MOTORISIERT** Lars Eidingen und Bjarne Mädels starten die Spitztour in Markus Gollers Roadmovie „25 km/h“

Von Matthias von Viereck

Nach „Werk ohne Autor“ und seinem Auftritt als Bert Brecht in „Mackie Messer“ ist Lars Eidingen wieder im Kinosaal zu sehen, diesmal in einem Roadmovie an der Seite von Bjarne Mädels. Die beiden geben ein höchst ungleiches Brüderpaar, das sich nach Jahrzehnten wieder sieht, um sich schließlich auf eine ungewöhnliche Spritztour zu machen.

Die Regie zur Bruder-Komödie „25 km/h“ mit manch ernstem Unterton hat Markus Goller; flankiert werden Eidingen und Mädels von Darstellern wie Alexandra Maria Lara, Sandra Hüller und Wotan Wilke Möhring.

Männer, die sich nach Jahrzehnten wieder sehen, haben sich manchmal wenig zu sagen. Dass es sich bei Georg (Mädels) und Christian (Eidingen) um Brüder handelt, die sich zudem anlässlich der Beerdigung ihres Vaters treffen, macht die Sache nicht unbedingt einfacher. Christian aber, der in Asi-



Bruno Ganz spielt den Psychologen Sigmund Freud, bei dem Franz (Simon Morzé) immer wieder Rat sucht.

(Foto: Tobis)

# Selbst Freud winkt ratlos ab

**WEHMÜTIG** Der Anschluss Österreichs in Nikolaus Leytners „Der Trafikant“

Von Iris Auding

Der Bestseller „Der Trafikant“ von Robert Seethaler ist verfilmt worden. Die Geschichte spielt in den 1930er Jahren in Wien, wo der Psychologe Sigmund Freud lebt. Der junge Franz verlässt sein Dorf und kommt nach Wien, wo der 17-Jährige in einem Laden für Zeitungen und Zigaretten, einer sogenannten Trafik arbeiten soll. In der österreichischen Hauptstadt brodelte es Ende der 1930er Jahre, der Nationalsozialismus gewinnt an Boden. Einer der Stammkunden des Kiosks ist Sigmund Freud, der für Franz zu einem väterlichen Freund wird.

Es geht aber vor allem um Franz Huchel, sein Erwachsenwerden, die erste Liebe, es

geht um Freundschaft und darum, wie Franz sich auch in politisch furchtbaren Zeiten treu bleibt. Der Film punktet mit tollen Schauspielern sowie trotz des ersten Hintergrunds mit Humor und Leichtigkeit.

**Bruno Ganz spielt den Vater der Psychologie in der Verfilmung von Robert Seethalers Romanbestseller**

Inhaber der Trafik ist Otto (Johannes Krisch), der im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hat und mit seinem Geschäft seinen Lebensunterhalt verdienen muss. Der Eckladen ist eine Welt im Kleinen, Menschen aus allen Schichten kommen herein.

Bruno Ganz gibt einen altersmilden und skeptischen

Sigmund Freud, den seine Patienten langweilen und den nichts mehr erschüttern kann. Franz ist fasziniert, er will alle Werke des Psychologen studieren, der entgegnet entsetzt: „Um Himmels Willen, hast du nichts Besseres zu tun?“

Als Franz sich in Anezka verliebt, mit ihr seinen ersten Sex, aber auch reichlich Liebeskummer erlebt, hofft er vergeblich auf Rat vom Professor. Der 17-Jährige, überzeugend gespielt von Simon Morzé, mag jung, unbedarft und naiv sein, aber er ist auch menschlich, neugierig und hartnäckig. Er kämpft um Anezka und hält zu seinem Chef Otto, den die Nazis verhaften.

Die politischen Hintergründe der 1930er Jahre thematisiert Regisseur Nikolaus Leytner eher unterschwellig,

trotzdem werden sie deutlich. Die braune Ideologie sickert ein und breitet sich aus. So bittet ein Kellner den Professor, im Café hinter einem Wandschirm Platz zu nehmen; das Kabarett verspottet nicht länger den Führer, sondern reißt Witze über Juden. Als die Nazis Franz das „Ableben“ Ottos mitteilen und ihm ein Paket mit dessen Sachen schicken, trifft sich der 17-Jährige ein letztes Mal mit Freud, der ins Exil nach London flieht. Auch Franz will ein Zeichen setzen und fasst einen folgenschweren Entschluss. (dpa)

Länge: 113 Minuten; FSK: freigegeben ab zwölf Jahren.



# Ein Denkmal für „Queen“ und Freddie Mercury

**BOMBASTISCH** „Bohemian Rhapsody“ von B. Singer

Von Antje Wessels

Als Frontsänger der Band „Queen“ wurde Freddie Mercury zur Ikone, der Regisseur Bryan Singer mit „Bohemian Rhapsody“ jetzt ein filmisches Denkmal setzt. In seine Rolle schlüpft der bislang nahezu unbekannte Rami Malek.

Der 37-jährige Kalifornier hat sich den Duktus, die Gestik und Mimik, den traurigen Blick, aber auch die durch Mercurys Körper während der Auftritte pulsierende Energie ganz selbstverständlich zu eigen gemacht. Und um ihn herum ergießt sich ein großgedachtes Porträt über den legendären Musiker, seine Band und über das, was die Musik von „Queen“ bis heute besonders macht.

Unter einem Biopic versteht man in der Regel ein sich an Fakten orientierendes, filmisches Porträt einer berühmten Persönlichkeit. „Bohemian Rhapsody“ ist keins und sollte laut Leadgitarrist Brian May auch gar keins werden. Zwar geht es auch um Freddie Mercury als Charakter mit emotionalen Schwächen, um seinen Weggang vom gefeierten Leadsänger zum gescheiterten Solo-Künstler und natürlich vor allem um seine Zeit bei „Queen“, doch damit sowohl der emotionale, als auch der musikalische Part optimal zueinander finden, orientierte sich Drehbuchautor Anthony McCarten nur an vereinzelten, prägnanten Stationen aus Mercurys Leben.

Da wird zu Gunsten erzählerischer Übergänge auch schon mal ein wenig geschummelt; etwa was die Erfindungen einzelner Songs angeht. Und wenn am Ende des Films behauptet wird, dass „Queen“ vor dem Live-Aid-Konzert nur wenige

Stunden Probezeit zusammen hatten, dann dient das in erster Linie der Dramaturgie, denn in Wirklichkeit hatten alle Mitglieder zuvor schon wieder mehrere Monate miteinander musiziert.

Für „Queen“-Liebhaber ist „Bohemian Rhapsody“ ein Genuss, was neben der Darstellung Mercurys durch Rami Malek und der detailgetreuen Inszenierung diverser (Live-)Auftritte vor allem an der Musik liegt, von der es eine ganze Menge zu hören gibt. Der Schauspieler selbst sang am Set live, darüber hinaus wurden für die Szenen im Tonstudio unzählige Originalprobeaufnahmen der Band verwendet. (dpa)

Länge: 134 Minuten; FSK: frei ohne Altersbeschränkung.



Rami Malek schlüpft überzeugend in die Rolle Freddie Mercurys.

(Foto: Fox/New Regency)



# Umstrittener Sieger

**INTENSIV** Berlinale-Gewinner „Touch me not“

Von Aliko Nassoufis

Unterschiedlichste Menschen, die ihre eigene Sexualität und deren Grenzen erforschen, zeigt Adina Pintilie bildstarker „Touch me not“, der den Goldenen Bären bei der Berlinale gewann, auch wenn sich nicht alle Zuschauer damit anfreunden konnten.

Laura hat große Probleme mit jeder Form von Nähe, weshalb sie mit unterschiedlichsten Menschen über deren Begehren und das Ausleben von Sehnsüchten spricht. Dazu gehören auch Tomás und Christian. Die beiden haben sich in einem Kurs kennengelernt, in dem Behinderte und Nichtbehinderte das gegenseitige Berühren erforschen. Christians Körper ist stark deformiert, ohne fremde Hilfe kann er sich kaum bewegen. Dennoch hat er mit seiner Partnerin ein erfülltes Sexualleben und keine Hemmungen, ausführlich davon zu erzählen.

„Touch me not“ mutet zunächst wie eine einfühlsame Dokumentation an, sprechen die Protagonisten doch häufig zur Kamera gewandt. Gleichzeitig ist es aber auch ein inszeniertes Werk, denn die Figur der Laura scheint eine Art Alter Ego der Regisseurin zu sein.

Wie weit die anderen Protagonisten sie selbst sind oder in Teilen ebenfalls eine Rolle spielen, bleibt offen. Letztendlich wird das allerdings zur Nebensache, da die einzelnen Geschichten im Mittelpunkt des Films stehen. Dabei berührt vor allem Lauras Sehnsucht nach Nähe und die damit verbundene Einsamkeit. Bemerkenswert ist darüber hinaus, wie die Kamera auf die Körper und deren vermeintliche Makel fokussiert. (dpa)

Länge: 129 Minuten; FSK: freigegeben ab 16 Jahren



Laura Benson sucht im Berlinale-Gewinner „Touch me not“ körperliche Nähe.

(Foto: Alameda)



Georg (Bjarne Mädels, l.) und Christian (Lars Eidingen) drehen auf ihrer Tour durchs Land auf.

(Foto: Sony)

en großes Geld scheffelt, während Georg als Tischler der schwäbischen Heimat treu geblieben ist, weiß, wie man für Stimmung sorgt, und so liegen sich die Brüder nach dem Begräbnis als bald lallend in den Armen.

Damit nicht genug, steht irgendwann die alte Idee aus Teenie-Tagen wieder im Raum, mal mit dem Mofa

quer durch Deutschland zu tuckern. Schnell sind die alten Dinger entstaubt, die auch nach 30 Jahren noch ihren Dienst tun, und nach einigem Hin und Her begeben sich Georg und Christian wirklich auf die Reise gen Ostsee.

Viele Szenen scheinen auf Eidingen, der längst nicht mehr nur im Theater, sondern auch im Kino und im TV („Babylon Berlin“) präsent ist, zugeschnitten. Wie immer gibt sich Eidingen ganz seiner Rolle hin; und es sind nur wenige Momente, in denen seine Schauspielkunst ein wenig selbstverliebt anmutet.

Mädels muss da zurückstecken, sein Georg braucht halt immer ein wenig Zeit zum

